

68.

Zur
Erinnerung
an
Peter Alfred Michel.

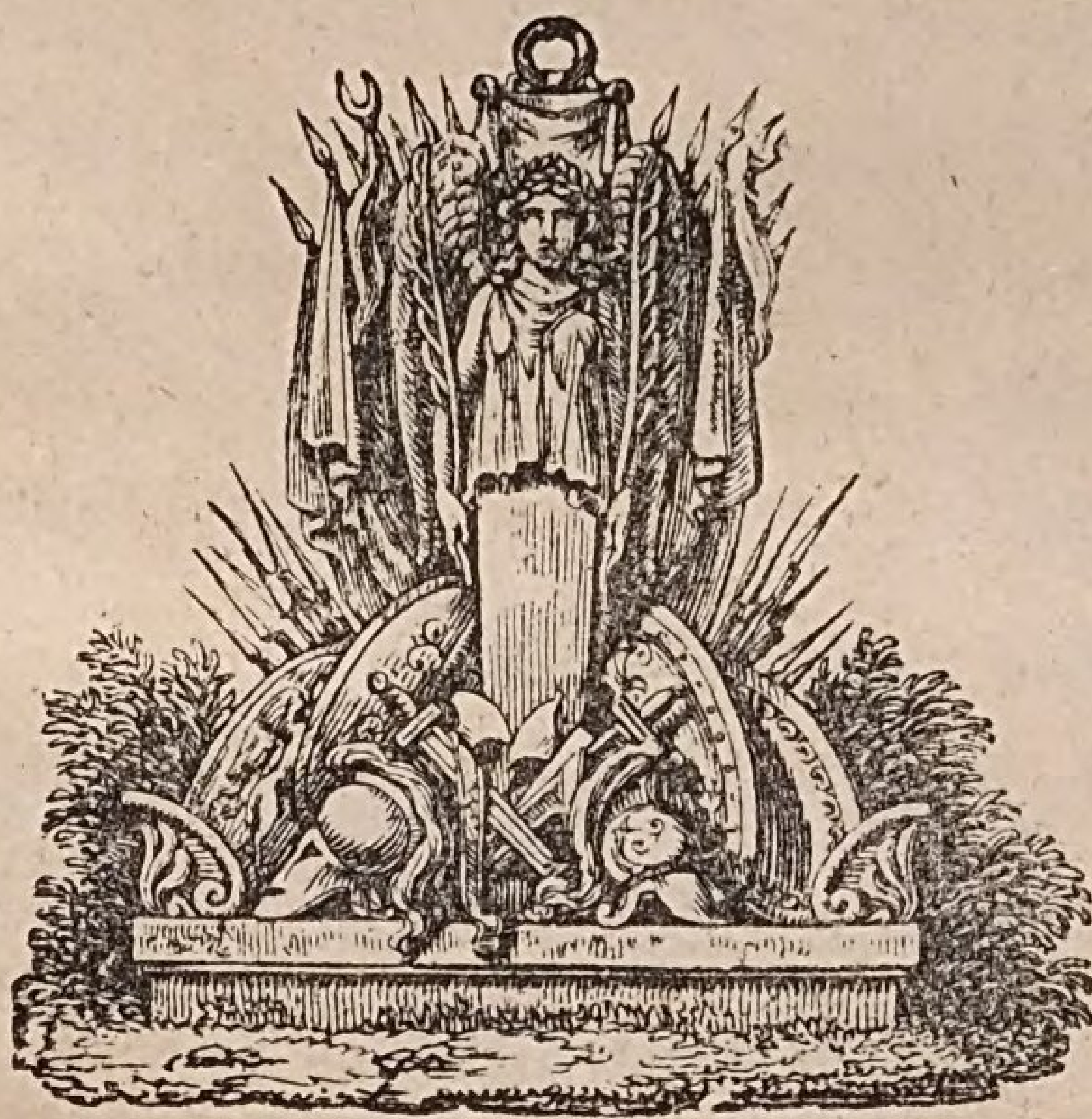
1852.

Zur

Erinnerung

an

Peter Alfred Michel.



Bern.

Druck und Verlag von Jenni und Sohn.

1852.

Die Freunde eines edlen Todten werden es uns danken, wenn wir seinem Gedächtnisse mit dieser geringen Gabe ein einfaches Denkmal setzen. Nur ein Kranz soll es sein, gelegt auf sein Grab und geflochten aus den reichen Blüthen seines inneren Lebens. Wir haben aus diesen Schätzen von reiner und hoher Gesinnung, die vor uns ausgebreitet lagen, nur Weniges ausgewählt. Doch dies Wenige genügt, um die Züge des theuren Bildes in vollem Leben vor die Augen unseres Geistes zu rufen, und uns mächtig an die ganze herbe Größe des erlittenen Verlustes zu mahnen.

So mögen denn diese Blätter hingehen zu Euch, seinen Freunden! Sie sollen sein Ver-

mächtniß an Euch sein. Ihr kennt ihn, seinen letzten Willen, denn er war der Wille seines ganzen Lebens. Nicht für sich selber hat er gelebt und gekämpft, nicht den vergänglichen Gütern des gemeinen alltäglichen Seins hat er nachgejagt; auf das Ganze, den allgemeinen Geist, auf das Glück und die Freiheit seiner Brüder war sein Sinn gerichtet. Den Idealen einer freien und edlen Zukunft unsers Geschlechts, vor Allem der zukünftigen Größe und Herrlichkeit unseres eigenen Volkes galt jeder Athemzug seines Lebens; für sie hat er endlich, als die Zeit gekommen war, treu zu sein bis in den Tod, freudig seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Es ist seine Stimme, die uns, Euch Allen zuruft, würdig zu sein unserer Todten, auszuharren ohne Wanken in dem heißen und blutigen Streite, dessen Erbtheil er und seine mit ihm gefallenen Genossen uns hinterlassen,

und für dessen einstigen glücklichen Ausgang sie mit ihrem Herzblut Zeugniß gegeben haben. Und fürwahr, nichts Höheres und Göttlicheres gibt es, als zu leben und zu sterben wie er für die Idee, für die Religion der Freiheit!

Wir geben in Nachfolgendem zuerst eine kurze Lebensskizze Alfred Michel's, und sodann eine kleine Auswahl aus der bedeutenden Menge von Gedichten, welche er hinterlassen hat. Das Thema von Allen ist immer das Eine: die politische und geistige Befreiung; er dichtete, um seiner Gesinnung, dem Drange seines Herzens Luft zu machen; sein eigentliches Element aber war, wie ein berühmter Freund des Verstorbenen in einem Briefe an die Mutter treffend sagt, „nicht das Gedicht, nicht die durch und an sich selbst befriedigte Poesie, sondern die That und das Leben, nicht die Feder, sondern das Schwert." Dieser Erwägung mögen die Freunde Raum geben, wenn sie in den

vorliegenden Gedichten nicht immer die höchste Vollendung der Form erreicht finden sollten. Er würde wohl, wenn ihn nicht der Tod zu früh ereilt hätte, selber noch die letzte Feile daran gelegt haben. Indeß, um mit jenem Freunde zu reden, der „Mangel seiner Gedichte gereicht ihm nur zur Ehre. Seine Braut war nicht die Schönheit, sondern die Freiheit. Hätte er schöner gedichtet, so hätte er weniger schön gehandelt und geendet." Und in diesem Sinne und Geiste, als Ausflüsse einer begeisterten Gesinnung, bieten wir den Freunden die nachfolgenden Gedichte dar.

Was liegt an uns? wir werden kaum
Zu uns'rn Zielen fliegen;
Vielleicht ein Sturm bricht unsern Baum,
Schlägt unsern Wogenzug zu Schaum —
Doch unsre Brüder siegen!

Aus P. A. Michel's Gedichten.

Peter Alfred Michel wurde in Bamberg am 18. Januar 1825 geboren. Sein Vater war der Rittmeister à la suite Abraham Michel aus Mannheim, seine Mutter, Katharina Michel, stammte aus der ursprünglich italienischen Familie Raulino, die sich jedoch in Bamberg schon seit längerer Zeit ansässig gemacht hatte. Er war der erstgeborene Sohn, und seine Erziehung wurde mit außerordentlicher Liebe und Sorgfalt geleitet. Seine Mutter und sein Großvater, Peter Raulino, waren gemeinschaftlich bemüht, seine reichen Anlagen im Geiste der freieren Anschauung unserer Zeit zu entwickeln. Durch die frühe Reife und die ungemeine Lebhaftigkeit seines Naturels erweckte er bald die freudigsten Hoffnungen. Mit einem tiefen Ernste,

der ihn frühzeitig dem Studium der Geschichte und Philosophie zuwandte, sowie einem unverkennbaren Hange zur Unabhängigkeit und Selbstthätigkeit verband sich bei ihm eine seltene Weichheit und Empfänglichkeit des Gefühls. Leider ward die in gerader und schneller Linie vorwärts eilende Laufbahn seiner Entwicklung durch schmerzliche Schläge des Schicksals schon in seiner ersten Jugend gestört. In seinem 15. Jahre verletzte er sich durch einen Sprung die Hüftmuskel, deren Entzündung ein Fistelleiden bei ihm herbeiführte, welches, bis in den Unterleib vorgeschritten, ihn vier volle Jahre lang meist in Bett und Zimmer festhielt. Er ertrug während dieser Zeit die schmerzlichsten Operationen mit ungebeugtem Muthe, und gab sich in den nur einigermaßen schmerzenfreien Augenblicken mit unverdrossenem Eifer den Studien hin. Zu den körperlichen Leiden gesellten sich um jene Zeit noch andere schmerzliche Ereignisse; sein geliebter Großvater Peter Raulino, der die ersten Keime selbstständigen Denkens in ihm erweckt und gepflegt hatte, wurde gleichfalls von einem Leiden befallen, das er in tiefster Melancholie mit seinem Leben endete. Diesem Verluste folgte bald der seines Großonkels Jakob Raulino, und endlich auch der seines Vaters auf dem Fuße nach. Desto inniger

schlossen sich nun die Zurückgebliebenen, die Mutter und die drei Geschwister, Alfred, Karl und Sophie an einander an; aus dem Schmerze, den ihnen diese trüben Erfahrungen bereiteten, erwuchs für sie eine seltene Innigkeit des Familienlebens. In diesem Verkehr, zu dem sich noch der Umgang mit einigen vertrauten Freunden gesellte, wäre Alfred glücklich gewesen, wenn seine Tage nicht von seinen körperlichen Leiden umdüstert worden wären. Eben jene Zeit aber war es, der er die freie Höhe seiner Weltanschauung verdankte; in der Einsamkeit des Krankenlagers schuf er sich jene Ansichten von Staat, Religion und Gesellschaft, welche ihn zum erbitterten Gegner der bestehenden Dinge, und zum begeisterten Streiter für eine neue Weltordnung machten. Insbesondere war es das Studium von L. Feuerbach's Schriften, welches ihn in jener Zeit fesselte, und seinem Geiste die Entschiedenheit und Klarheit des konsequenten Denkens verlieh.

Nach langen Leiden mäßigte sich endlich seine Krankheit, und verlor sich später durch einen merkwürdigen Zufall sogar gänzlich. Im Oktober 1846 wurde er nämlich in einem Säbelduell verwundet; die äußere Verletzung heilte zwar bald, aber eine damit verbundene Erkältung rief einen heftigen

Rückfall seiner Unterleibsleiden, und mit diesem eine Krisis hervor, in Folge deren endlich eine definitive Heilung bewirkt werden konnte.

Alfred bezog nun im Jahre 1845 die Universität Heidelberg, und setzte dort seine historischen und philosophischen Studien fort. Es war besonders Schlosser, der ihn fesselte und begeisterte und den er in einem Briefe den „edlen in Menschenzügen übertragenen Ausdruck seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts" nannte. Im Sommersemester 1846 siedelte er dann nach München über, wo sich zu seinem übrigen Studium auch das der Kunst und Aesthetik gesellte. Sein Hauptinteresse war jedoch damals schon der Politik, das heißt, der Freiheit zugewendet; das Hauptelement seines Strebens war nicht die Theorie, sondern die That. Er gehörte in seinem ganzen Wesen der neuen Jugendgeneration an, der das Wissen als solches nicht mehr die höchste Befriedigung gewährt, sondern die den unwiderstehlichen Drang in sich fühlt, die Wahrheit in das Leben hineinzutragen, das Ideal nicht mehr blos in beschaulicher Ruhe zu genießen, und im eignen Busen verschlossen zu halten, sondern es in den Streit und Sturm der Welt hinauszuführen, und ihm die ganze Wirklichkeit zu erobern. In diesem Drange betheiligte er sich

lebhaft an den damals an allen Universitäten auftauchenden Progressistenverbindungen, so in Heidelberg an dem durch und durch revolutionären Neckarbunde, und in München an der Germania, von deren Stiftern er einer war. Hier war es überall seine Tendenz, das Programm dieser Verbindungen über das bloße Interesse der studentischen Reform hinaus auf das Gebiet der Politik, der revolutionären Propaganda zu erweitern, und er gerieth darüber mit dem friedfertig blasirten Sinne der Mehrzahl unserer heutigen Studenten nicht selten in Conflikt. Es war um diese Zeit, als wir, die wir diese Zeilen schreiben, ihn kennen lernten; er machte durch den rastlosen Feuereifer, womit er die Fragen des Tages behandelte, durch die sprühende Lebhaftigkeit, die ihn nicht einen Augenblick in Ruhe ließ, auf uns Alle den bedeutendsten Eindruck. Während er die Alltagsmenschen entschieden abstieß, riß er alle geistig strebsamen Naturen, welche in seine Nähe kamen, zu den Consequenzen der radikalen Anschauung unaufhaltsam mit sich fort. Man fühlte ihm an, daß die Politik sein eigentliches und innerstes Lebenselement, daß sie seine Natur war; er kam nicht, wie dies bei den sog. Gebildeten meist der Fall, durch Vermittlung irgend eines

anderweitigen, theoretischen Interesses zu ihr, sondern sie war der ursprüngliche Boden seines Wesens. Alles an ihm war Spannung, unruhige Erwartung einer That, Hoffnung auf die Revolution. In dieser Stimmung ekelte ihn Alles an, wodurch sonst die jungen Leute der Universitäten die Langeweile ihrer müßigen Stunden auszufüllen pflegen; so hatte er z. B. einen unüberwindlichen Abscheu vor jeder Art von Kartenspiel, das er „geistige Selbstbefleckung" zu nennen pflegte. Keine Unterhaltung hatte für ihn Werth, wenn sie nicht die großen Emanzipationsfragen zum Thema hatte.

Denselben Charakter zeigt Alfred in seinem um diese Zeit von Heidelberg und München aus mit seiner Mutter geführten Briefwechsel. Neben dem wärmsten und innigsten Familiengefühl, das besonders in dem überaus vertrauten, gemüthlichen und geistigen Verkehr mit der Mutter hervortritt, beherrscht ihn auch hier immer nur der Gedanke an seine künftige Thätigkeit für die Sache der Idee und der Freiheit. Schon in einem Heidelberger Briefe vom Jahre 1844 an seine Mutter spricht er mit Bestimmtheit die Hoffnung aus, daß er nicht ruhmlos untergehen werde, sondern sich auszeichnen, sei es in Poesie oder Wissenschaft, sei es mit dem Schwerte. Aehnlich schreibt er später: „Ob ich

viele Menschen glücklich machen kann, (oder unglücklich?) weiß ich nicht, nur von Einem, meiner guten Mutter, weiß ich's. Wenn ich Eines Herzens willen die Unsterblichkeit schwer aufgegeben, so war es, weil sie auf Erden mehr Dornen als Rosen genossen — doch es sollen ihr auch Rosen blühen, und wenn ich sterbe, so wird sie leben und Rosen von meinem Grabe in der Liebe des Volkes, in der Achtung der Besseren pflücken."

Doch kehren wir zu seinen äußeren Schicksalen zurück. Im Mai 1847 wurde er für das in Bamberg erscheinende radikale Blatt, den „Fränkischen Merkur", als zweiter Redakteur gewonnen, in welcher Stelle er seine publizistischen Talente mit allem Eifer entwickelte. Besonders schlagend waren seine Artikel über die Schweiz, deren Verhältnisse er von seinem (von Heidelberg aus genommenen) längeren Aufenthalt in Bern und Pfeffers sehr genau kannte. Einer dieser Artikel, der vom 1. Juli 1847 datirt ist, machte sogar durch alle Blätter die Runde, und sein bekannter prophetischer Schluß: (er spricht über den bevorstehenden Sonderbundskrieg)

„Das Blut, das wir im Bürgerkrieg vergießen,
Wird durch Europa's matte Adern fließen",

wurde von Montalembert in der französischen

Kammer, und von Seinsheim in der baierischen Reichsrathskammer als ein klassischer Ausdruck des radikalen Bewußtseins zitirt. — Diese Zeit gehörte zu seiner erregtesten und thätigsten. In sie fällt seine Bekanntschaft mit Ludwig Feuerbach, die bald in herzliche Freundschaft überging; ferner eine heiße und leidenschaftliche Liebe, deren Kämpfe, Erschütterungen und Enttäuschungen in dem Briefwechsel mit der Mutter, vor der von jeher alle Geheimnisse seines Seelenlebens offen aufgeschlossen lagen, niedergelegt sind. Mit erhöhter Lebenskraft und Energie ging er aus diesen inneren Kämpfen hervor.

Nachdem er in den letzten Monaten des Jahres 1847 das Doktorat der Philosophie von der Universität Jena erlangt hatte, ging er, in Ahnung der nahenden Revolution, wieder nach Heidelberg. Beim Abschied, der es für die Ewigkeit werden sollte, sagte er, von trüben Gedanken ergriffen: „Du sorgst vergebens, gute Mutter, ich werde doch nicht 25 Jahre alt.“ Das Scheiden kam ihm diesmal schwerer als jemals an.

Nun folgt ein rasches, vielbewegtes Leben; von Heidelberg ging er einige Wochen nach Durlach und von da nach Carlsruhe, wo die Ständeversammlung tagte. Hier traf ihn die Nachricht von

der Republik in Frankreich, die ihn in einen Taumel von Entzücken versetzte. Er feierte die Geburt derselben in Straßburg mit, darauf zurückgekehrt und thätig für republikanische Propaganda, ward er mit Steinmetz und mehreren Andern verhaftet, doch nach fünf Wochen, da die Untersuchung die gewünschten Resultate nicht lieferte, und es ohnehin immer schwüler wurde, freigelassen. Kaum aus der Haft befreit, wurde wegen eines Zeitungsartikels auf's Neue nach ihm gefahndet, er entzog sich jedoch der Haft durch die Flucht nach Straßburg. Während des Vorparlaments ging er nach Frankfurt, dann nahm er an dem Heckerzug Theil und ging hierauf nach Biel in die Schweiz. Hier wirkte er mit vielem Einflusse für die deutsche und italienische Propaganda, redigirte mit Becker, einem bewährten Freunde, die Zeitschrift „Revolution", später „Evolution", und war für die Bewegung so thätig, daß er mit seinem Freunde auch von da ausgewiesen, Zuflucht in Genf suchen mußte. Endlich erscholl der Ruf der dritten und bedeutendsten Erhebung Badens; mit Begeisterung glaubte Michel jetzt in die Nähe gerückt, was er bisher noch ferne vermuthet hatte: die Auferstehungsstunde des ganzen Vaterlandes. Er eilte sogleich mit Becker und den Schweizer Flüchtlingen

nach Karlsruhe, und weihte in edelster und glühendster Hingebung seine Kräfte der Revolution. Michel hatte schon früher, und zwar verbunden mit praktischen Uebungen, in der Schweiz Kriegswissenschaft studirt, er kämpfte nun als Beckers Adjutant und mehrmals als Anführer einzelner Truppenabtheilungen alle Kämpfe, welche diese Heeresabtheilungen zu bestehen hatten, in größter Tapferkeit mit. Da traf ihn im allerletzten Gefecht bei Oos am 30. Juni, während der Eroberung einer Mecklenburger Haubitze, eine tödtliche Spitzkugel durch Leber und Nieren. Schwer verwundet wurde er nach Baden-Baden in's Lazareth gebracht, wo er am 4. Juli 1849 früh 1 Uhr starb. Ueber seine Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze wollen wir einen Zeugen sprechen lassen:

Nachruf in der Jurazeitung am 7. Septbr. 1849 und in der Berner Zeitung:

„Wir fühlen uns verpflichtet, von den Märtyrern der Freiheit, in deren Grab das deutsche Volk jetzt trauernd hinabblickt, zwei besonders hervorzuheben, deren Namen nicht so bekannt sind, als ihr Wirken es verdient hat.

Dr. Peter Alfred Michel aus Bamberg wurde am 30. Juni in Oos im letzten Gefechte

unserer Freiheitsarmee verwundet und starb am 4. Juli im Spital in Baden-Baden. Als Adjutant bei dem Obercommando der Volkswehr zeichnete er sich zuerst bei der Organisation derselben, namentlich der Artillerie, durch besondere Thätigkeit aus. Feind aller halben Maßregeln, war er entschiedener Gegner der Brentano'schen Politik, er war Vorstandsmitglied des Clubs des entschiednen Fortschritts und wurde, weil er mit den Waffen in der Hand auf der Freilassung seines Chefs beharrte, von Brentano steckbrieflich verfolgt. In der Mitte der Armee, welche ihn liebte und hochachtete, belästigte ihn jedoch diese Verfolgung nicht. Nun Adjutant der V. Division, zeichnete er sich im Kriege, wie seine Freunde, die stolz auf ihn sind, vorher wußten, zuerst im Gefechte bei Waldmichelsbach gegen die Hessen aus; als kurz darauf die Preussen Heidelberg vom heiligen Berg angriffen, rückte er jetzt, zum Bataillonscommandanten ernannt, kühn dem Feinde entgegen, und seiner Tapferkeit ist es zuzuschreiben, daß die Preußen diese für sie so wichtige und für uns so gefährlich gewordene Stellung mit Zurücklassung von fünf Gefangenen in eiliger Flucht verließen. Bei den Gefechten in Durlach und bei Rastatt war er immer in den vordersten Reihen tapferer Kämpfer. An dem hei-

ßen Kampfmorgen des 30. Juni traf ihn keine der zahlreichen Kugeln, welche die Feinde dem verwegenen Offizier zudachten, der mit der größten Kaltblütigkeit die Reihen seiner Untergebenen im dichten Kugelregen ordnete und zusammenhielt. Eine Stunde nachher (bei Oos) war es seinem heißen Sehnen gegönnt, für die Freiheit seines Vaterlandes zu verbluten. Er war ein Mann von großem Talente, noch größerem Charakter und Seelenadel. Wissenschaft und Poesie verklärten sein Leben und hoben ihn auf jene Höhe, von der man über das Elend der gegenwärtigen Zustände hinweg in das schöne Land der Freiheit und Humanität sehen kann. Diese Humanität, welche er im Staate und in der Gesellschaft verwirklicht wissen wollte, zeigte er selbst in jeder seiner Handlungen, in jeder Stunde seines Daseins.

Seine trauernden zahlreichen Freunde stimmen in das Wort seiner trauernden Mutter ein: Er war die Leuchte unseres Lebens!

„Im Namen und Auftrage der Freunde und Kameraden. Joh. Ph. Becker."

Ebenso wird Michel in der „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden von G. Struve" mehrmals auf's Rühmlichste erwähnt. Näheres über die Art seines Fallens findet sich in der „Geschichte der

süddeutschen Mairevolution von Joh. Phil. Becker und Th. Esselen", wo S. 116—17 die Sache in folgender Weise erzählt wird: „Die Adjutanten Michel, Schleher, Gaugel hatten von Becker den Befehl erhalten, in Oos alle Nachzügler zu sammeln und die Nachhut zu verstärken; sie hatten ein hitziges Gefecht zu bestehen. Die Feinde zogen nämlich im Oosthal herunter, und hatten schon südlich von Oos bei der Mühle eine Haubitze mit Infanteriebedeckung aufgestellt, um die Insurgenten nicht passiren zu lassen. Michel drang mit ausgezeichnetem Muthe, von Wenigen begleitet, die Höhe hinauf, um den Rückzug seiner Kameraden zu ermöglichen, und, wie er ihnen sagte, auch noch die andere Haubitze zu nehmen. Er bewirkte, daß die Mecklenburger Haubitze in die Schweiz abgeführt wurde, so wie den glücklichen Rückzug seiner Kameraden. Doch dieser Gewinn wurde schwer erkauft durch den Tod Michels, der etwa eine Viertelstunde von Oos in einem Hohlweg von einer Spitzkugel getroffen wurde."

Den Schmerz der Seinigen bei der Nachricht von seinem Tode zu schildern, wollen wir nicht unternehmen. Mutter und Schwester eilten ohne Säumen an sein Grab. Es gereichte ihnen zu einigem Troste, zu vernehmen, daß sein Bewußtsein

in den letzten Stunden meist umschleiert gewesen, und er den Schmerz weniger empfunden habe. Vorher hatte er noch an einen Freund geschrieben: „Trösten Sie meine Mutter; erzählen Sie ihr recht viel Gutes von mir. Sie ist eine jener edlen Seelen, der es Trost gewährt, einen solchen Sohn für eine solche Sache verloren zu haben. Das Bewußtsein, daß sie viel an mir verloren, wird einen Schimmer von Seligkeit über ihren Schmerz breiten."

So starb Alfred Michel. Sein Tod war seines Lebens würdig. Preisen wir ihn glücklich, denn er starb den Heldentod für das Vaterland, von dessen treuesten Söhnen er Einer war. Wohl mögen wir Ueberlebenden trauern, daß wir einen tapferen Mitstreiter, einen seltenen Freund, einen liebenden Sohn und Bruder an ihm verloren; aber ihn selber mögen wir nicht beklagen, er hat das bessere Theil für sich erwählt. Es war ihm erspart, den jammervollen Untergang aller Hoffnungen, die Herrschaft der schleichenden Niedertracht, den Abfall und Verrath der Freunde, kurz all' die Wüste von Schmach und Elend zu sehen, in der wir rathlos umherirren und deren Ausgang wir wohl noch lange nicht finden werden.

Gedichte.

Zieht hinaus denn ihr Gesänge,
Helft dem Guten im Gedränge,
Jedem Schurken seid ein Fluch!
Möcht ihr jeden Henker beugen,
Nächtlich ihn vom Lager scheuchen,
Wie sein eigner Urtheilsspruch!

Jeder Schurke muß erzittern,
Jedes Schwert wie Glas zersplittern
Vor dem Schwert der jungen Welt.
Vor des Racheschwertes Blinken
Alle Fahnen müssen sinken,
Wo die Zeit die ihre hält.

Nehmt dies Buch voll freier Rede!
Allen Schlechten sei es Fehde,
Eine Fehde bis zum Tod!
Mag auch mich ein Blitz zerschmettern;
Nun was thut's — aus Blut und Wettern
Steiget doch das Morgenroth!

Aus dem Blut gefall'ner Brüder
Keimten meine freien Lieder,
Keimte Fluch für jeden Wicht.
Kommt heran, ich will ja streiten!
Mag auch mich ein Stahl durchschneiden —
Es wird dennoch, dennoch Licht!

Wollt ihr denn nur immer zittern,
Wenn der Henker zornig wird?
Wird's Euch nie zum Streit erbittern,
Wenn die schwere Kette klirrt?
Wollt ihr nie an's Eisen wagen
Eu're Schwerter, eu'ren Stahl?
Nie mit kühnem Muth zerschlagen,
Was euch Allen längst zur Qual?

Immer steht vor Gordins Knoten
Noch das ganze deutsche Land,
Plumpe und subtile Pfoten
Haben schon sich dran verbrannt;
Doch ein neuer Alexander
Kommt die Zeit, sie ist schon da,
Haut den Knoten auseinander
Und erobert Asia.

Decket auf mit Sturmesflügeln,
Was so lange ward verhüllt,
Keine Macht kann den ja zügeln,
Der den Göttersspruch erfüllt;

Durch den freien Geist bestritten,
Stürzt das Reich der Tyrannei;
Was zu schwer verknüpft — zerschnitten!
Und die Völker werden frei.

An den König von Preußen.
1847.

Als du der Väter Thron bestiegen,
Da hoffte man auf Völkerglück,
Die Zungen aller Farben schwiegen,
Selbst mancher Sohn der Republik.

Gern hätte Deutschland dir gegeben
Das Siegspanier der neuen Zeit,
Leicht hättest du mit edlem Streben
Errungen dir Unsterblichkeit.

Doch nein! nichts half der Edlen Bitten;
Dein Herz war nicht so hoch gesinnt,
Du warst aus niedrem Stoff geschnitten,
Ein ganz gewöhnlich Fürstenkind.

Umsonst sahst du den Lorbeer prangen,
Der lang schon eines Helden harrt,
Umsonst sahst du des Volks Verlangen,
Das man so lange Zeit genarrt.

Umsonst sahst du um deine Fahnen
Mit neuer Hoffnung sie geschaart,
Umsonst im Saale deiner Ahnen
Das Bild der ächten Fürstenart.

Erschien dir nie in deinem Leben
Dein großer Ahn, der alte Fritz?
Und sahst du dich nicht selbst daneben
Als Zwerg auf einem Riesensitz?

Du predigst stets von Gottes Gnade,
Nennst selbst die Freiheit deine Braut,
Und wärst wohl gerne zur Parade
Mit ihr zur linken Hand getraut.

Du sprichst von heiligen Gefühlen,
Von Volkesglück und Vaterland —
O lasse das Comödienspielen
Du bist ein schlechter Comödiant!

Noch hast du Macht, mit frechen Mienen
Dem Laster Säulen aufzubau'n,
Noch ist die Rache nicht erschienen,
Doch glaube mir, du wirst sie schau'n!

Du traust umsonst dem Eisengitter,
Weil es zu stark dem stärksten Mann;
Denn du vergißt das Hochgewitter,
Das es im Nu zerstören kann.

O! drängt nur immer, ihr Pygmäen,
Drängt nur zurück den Geist der Zeit!
Und mit Entsetzen sollt ihr sehen,
Daß er sich nicht vor Kronen scheut.

Er rollt, ein großer Sichelwagen,
Gewaltig in der Feinde Kern,
Sucht g'rade die, die Sterne tragen,
Und allermeist den Königsstern.

Dann flehet ihr umsonst um Gnade,
Man höret euer Flehen nicht.
Und es ereilt mit seinem Rade
Euch eurer Völker Strafgericht.

Mein Dichten.

Die Liebe half zu meinen Liedern wenig;
Mein erstes war von Freiheitsdrang durchglüht,
Mein zweites war ein Fluch an einen König
Und dieses Sangs bin ich noch heut' nicht müd'.

Stets hört' ich lieber die Trompete klingen,
Als der Schalmeien süße Melodie.
Von Frühlingsdüften mocht' ich wenig singen
Und von der Lerchen sanfter Harmonie.

Und doch war stets mein Herz dem Frühling offen;
Wie zog ich gerne durch die grünen Au'n,
Sog aus des Lenzes Keimen Kraft und Hoffen,
Um an dem Völker-Frühling mitzubau'n.

Mit jedem Tag schlug ihm mein Herz entgegen;
Weil in mir selbst der frei'ste Frühlingssinn.
Ja, ich begreif' wohl seinen reichen Segen,
Weil ich ja selbst ein Funken Frühling bin!

An die deutsche Jugend.

Deutschlands Hoffnung, deutsche Jugend,
Werde munter, werde wach,
In den Kerkern harrt die Tugend
Schmachtend auf den jungen Tag.

Willst du niemals Aufruhr läuten
Gegen Deutschlands alte Schmach,
Immer deine Zeit vergeuden
Noch im Spiel und Saufgelag?

Ist die Welt denn umgewandelt,
Daß die Jugend philistrirt,
Daß vom Alter jetzt gehandelt,
Und von ihr gedämmert wird?

Habt ihr doch die Freiheitsfahnen
Sonst so glühend stets erfaßt,
Hörtet ihr denn jetzt kein Mahnen
Von dem neuen — alten Gast?

Von der Freiheit, die nun wieder
Und mit Macht ihr Banner schwingt?
Singt ihr stets noch todte Lieder,
Während sie lebend'ge singt?

Lasset hoch die Herzen schlagen,
Keines schlägt zu hoch und frei;
Laßt das zahme, matte Klagen
Und die Liebesständelei!

Führt den Streit mit den Philistern
Als ein auserwählt Geschlecht!
Weihet euch zu hohen Priestern
Für der Völker heil'ges Recht!

Im Frühling 1844.

Was soll die Welt, o Lenz, mit deinen Blüthen?
Auch du bist wie so Vieles purer Schein,
Und lädst umsonst die tief im Herzen Müden
Zu neuer Hoffnung, neuer Freude ein.
Ein Herz, das durch die trübe Zeit zerrissen,
Erfreut sich nicht an deinem grünen Tand,
Erfreut sich nicht auf weichem Rasenkissen,
Indeß auf Dornen ruht das Vaterland.

Wohl ist auch mir, wenn sonst die Lerchen sangen,
Aus voller Brust geklungen manches Lied,
Wenn sonst im Mai die frischen Knospen sprangen,
Wie blüthen die im Herzen freudig mit!
Doch ach! die schönen Zeiten sind vorüber,
Wo ich so selig auf den Bergen stand;
Der Blick ward schärfer — doch die Seele trüber,
Denn eine Wüste blieb das Vaterland.

Frisch auf zum Völkerfrieden.

Was fabelt von der künft'gen Welt
Der heuchlerische Priester?
Was wünscht der kühnste Freiheitsheld
So sehr wie der Philister?
Was ist das Ziel von jedem Krieg,
Die Hoffnung aller Müden?
Was ist die Frucht von jedem Sieg?
Der Frieden ist's, der Frieden!

Auch unser Ziel ist Frieden blos,
Ihm eilen wir entgegen. —
Nicht länger ziemt die Hand im Schoos,
Jetzt liege sie am Degen!
In wilder Schlacht, im heißen Kampf,
Da keimen seine Blüthen,
Drum durch den dicksten Pulverdampf
Frisch auf zum Völkerfrieden!

Den uns schon viele Jahre lang
Die Tyrannei gestohlen,
Wir wollen ihn mit Schwerterklang
Aus ihren Festen holen.
Und führt auch unser Weg durch Blut,
Darum nicht ihn gemieden!
Ihr Friedlichen! nur einmal Muth!
Frisch auf zum Völkerfrieden!

Bis alles sinkt, was feig und schlecht,
Bis alle Rechtlein schwinden;
Und unter Einem großen Recht
Wir All' uns wieder finden;
Bis alle Throne umgekehrt,
Und aufrecht steh'n, die knieten,
Bis dahin — Männer, schwingt das Schwert:
Frisch auf zum Völkerfrieden!

Ein Gebet.

Die Masse glaubt, daß wir uns fremd geworden,
Weil ich nicht hin in ihre Tempel ging,
Indessen ich in stillen Waldesorten
In Leid und Freud' an deinem Busen hing.

In Kirchenmauern konnt' ich nie dich finden,
Drum habe ich so lang dich nicht gekannt;
Auf Bergeshöh'n, in stillen Thalesgründen
Da legtest du auf's Haupt mir deine Hand.

Wohl ist es jetzt schon lange, ew'ges Wesen,
Daß wir uns fanden in der stillen Nacht;
Doch du hast mich deshalb noch nicht vergessen,
Du weißt, wo ich die Tage zugebracht.

Daß an der Menschheit Busen ich gehangen,
Gelauscht auf ihren stillsten Herzensschlag;
Drum höre du mein Denken und Verlangen,
Und gib auch mir einst einen Feiertag.

Ich danke dir, daß stets noch ohne Frieden
Und ohne Ruhe ist mein armes Herz.
Und daß von seinen vielen, reichen Blüthen
Die allerreichste immer noch der Schmerz.

Ich danke dir für jenes heiße Sehnen,
Das mir die Gegenwart so oft vergällt,
Für jede jener stillgeweinten Thränen,
Die brennend auf die Wange niederfällt.

Allein der Schmerz, das ewig blut'ge Ringen,
Erschlafft die Hoffnung in der wunden Brust;
Drum gib dem Willen endlich das Vollbringen
Und gib auch mir einst eine Frühlingslust!

Laß du die Herzen aller Menschen schlagen,
So warm wie meines für das Heil der Welt;
Laß Alle von demselben Schmerz zernagen,
Der mich in Trauer oft gefangen hält.

Laß jede Brust von meinem Muth durchglühen,
Von meiner Liebe und von meinem Haß,
Laß die erstarrten Aeste wieder blühen —
Das flehe ich und weiter nichts als das!

Weihnachten 1843.

Den heut'gen Tag laßt ihn die Christen feiern
Mit Pauken, Weihrauch und Altargesang;
Laßt sie die alten Lieder wieder leiern,
Für mich beginnt er mit Trompetenklang.
O auch für mich kam heut' ein Held zur Erde,
Der einst voran im heißen Streite stand;
Doch knie ich nicht, weil ich ihm ähnlich werde,
Ihr nennt ihn Heiland, mir ist er Gefährte;
Ihr fleht zu ihm — ich reiche ihm die Hand.

Ich reich' sie ihm als großem Demagogen,
Als freiem Kämpfer für das ew'ge Recht;
Der kühn sein Volk zu höh'rem Licht gezogen,
Der es zuerst gedacht — kein Herr! kein Knecht!
Der stolz vorüber zog an den Palästen,
Und in den Hütten seine Saat gesä't,
Der wohl gewußt, daß nicht bei reichen Festen,
Daß grade seine Aehnlichsten und Besten
Der Herr beim kargen Mahl zusammenweht.

Der mit dem Tod besiegelte sein Leben,
Daß dieses Leben sei die schönste That.
Der, um der Welt die Frucht zu übergeben,
Mit eignem Blut begossen seine Saat.
Der eine Schaar unsterblicher Ideen
Dem großen Heer der Freiheit zugeführt,
Der sie zertrat die lügenden Pygmäen,
Und ewig, wo die Freiheitsfahnen wehen,
Ein heil'ger Schatten sie umschweben wird.

Doch höre ich die schwarzen Pfaffenseelen
Schon rufen: wehe, dreifach wehe, sie.
Seh, wie sie sich die hohlen Schädel quälen
Nach einem Fluch für diese Blasphemie.
Nach einem Fluch für dieses Hauptverbrechen,
Daß ihre Götzen meines Spottes Ziel,
Daß ich den Muth gehabt, dies auszusprechen,
Daß ich's gewagt, das Trugbild zu zerbrechen,
Und es gezeigt, wie es gelebt und fiel.

Mein Volk! hinweg von dieser Schaar Philister!
Von dieser Pharisäer-Brut der Zeit!
O blick auf uns, wir, wir sind deine Priester
Und nicht die Heuchler im Jesuitenkleid.
O dränge dieses Lied in tausend Herzen,
Aus einer Brust, die niemals heucheln kann;
O dächtet ihr, wie ich, an Christi Schmerzen,
Ihr bliest sie aus, die trüben Kirchenkerzen,
Und bliest die Gluth im eignen Herzen an!

Sonntag.

Sonntagsstille auf den Strassen,
Alles ruht von Sorg und Plag';
Doch du, meine arme Seele,
Du hast keinen Feiertag.
Nein, wenn's draußen so recht ruhig
Und recht still und feierlich,
Bluten doppelt meine Wunden,
Oeffnen alle Narben sich.

Warum sind die Menschen lustig?
Warum Scherz und Fröhlichkeit,
Noch kein wilder Haß entglommen
Gegen uns're faule Zeit?
Noch die Kirchen voll, indessen
Leer der Freiheitstempel steht,
Und das alte Vater unser
Immer noch das Hauptgebet?

Noch kein Wunsch nach einem Gotte,
Nicht blos wie auf Golgatha,
Nach dem Gott in Sturm und Flammen,
Wie ihn ehmals Moses sah?
Noch kein Fluch für die Verräther,
Keiner für Ischariot?
Denn er lebt noch tausendfältig
Und verkauft den wahren Gott.

Noch kein Fluch für die Tyrannen,
Noch kein Fluch für jeden Knecht?
So ein Fluch, wie jener Christi
Auf das jüdische Geschlecht;
So ein Fluch, schwer und verderbend,
Hehr und groß für alle Zeit,
Bis die Menschheit wieder kräftig
Abgethan das alte Kleid.

Macht euch einen Tag der Ruhe,
Wie Jehova sich gemacht,
Damals als in einer Woche
Er 'ne Welt zu Stand gebracht.
Gehet rüstig an die Arbeit,
Rettet diese Welt von Schmach,
Und dann haltet frei und siegend
Einen großen Feiertag!

An mein Volk!

Stehst du noch immer vor dem Kreuzeszeichen
Gedankenlos und feige da?
Und doch so weit die deutschen Berge reichen,
Ist jeder, jeder noch ein Golgatha.

Siehst du nur immer jenen Einz'gen bluten,
Den du da feierst an dem Hochaltar,
Und tausend Herzen sahst du kalt verbluten,
Worunter manch' Erlöserherz doch war?

O wache auf und schütze die Propheten,
Die dir erkämpfen, was man dir geraubt!
Laß sie nicht länger mehr mit Füßen treten,
Und lade keinen Fluch dir auf das Haupt!

Wer sagte dir, daß Fesseln dich entehrten,
Wer gab sie dir zurück, die alte Kraft?
Willst du der blut'ge Hohepriester werden,
An denen, die dich muthig aufgerafft?

Das willst du nicht; so eile denn zu Thaten,
Denn die Pilatusrolle ziemt dir nicht;
Wer sie nicht rettet — Volk! hat sie verrathen,
Und dann — o fürchte, fürchte das Gericht!

An die Beloten.

Ihr fallt mit Wuth auf uns und klagt uns an,
Daß wir nicht gläubig vor den Götzen standen,
Die ihr verehrt in eurem Schlendrian,
Weil alte Zeiten sie euch heilig nannten.

Ihr zeigt uns Leute, die dadurch beglückt,
Noch heute diese alten Formeln preisen —
Sie, die ihr seit Jahrtausenden berückt,
Was soll uns diese Masse wohl beweisen?

Ihr macht die Lüge dennoch niemals wahr,
Und glaubten euch auch noch viel Millionen;
Die Wahrheit wird nie plötzlich offenbar,
Und muß zuerst in wenig Herzen thronen.

Doch dann ergießt sie auch mit Allgewalt
Sich in das frische, jung geword'ne Leben,
Um Alles, was verfault ist, morsch und alt,
Erbarmungslos dem Tod zu übergeben.

Was jammert ihr, daß Alles ohne Glauben,
Verödet euer heiliger Verein,
Daß wir dem Heil'gen seine Krone rauben
Und mit der Krone seinen Heil'genschein?

Wir sind die gläub'gen Brüder dieser Erde,
Wir bringen ihr den wahren heil'gen Geist;
Daß sie dem hehren Licht erschlossen werde,
Das just in unsern Tagen Freiheit heißt.

Dem Heil'gen treu ergeben bis in's Grab,
Wenn auch nicht dem, was Pfaffen heilig däuchte;
Dem Trug nur nehmen wir die Krone ab,
Daß sie auf würdigerem Haupte leuchte.

Ja jener Götze, dessen Heil'genschein
Ein schwerer Alp auf der Vernunft gelegen,
Er wankt und stürzt mit seinen Priestern ein,
Vernichtet von des freien Geistes Schlägen.

Und auf den neu erstandenen Altar,
Da wollen wir mit Feuerzügen schreiben:
Es hieß schon vieles heilig, was nicht wahr,
Die Wahrheit nur wird ewig heilig bleiben.

Frühlingslied.

Frühling ist's in meinem Herzen,
Frühling rings in der Natur,
Und es blieb von meinen Schmerzen
Nicht die allerkleinste Spur.

Vor den milden Zephirlüften,
Vor dem jungen Sonnenstrahl,
Vor den fessellosen Düften
Floh des Herzens alte Qual.

Mancher Lenz war schon gekommen,
Und ich stand im grünen Wald,
Doch ich fühlte nur beklommen,
Wie mein Herz so winterkalt.

Manche Lerche seh' ich steigen,
Und sie sang wohl noch ein Lied,
Aber keins der zauberreichen,
Die mir sonst das Herz durchglüht.

Ferne Berge sah ich blauen,
Doch mir schien das All' ein Grab,
Und ich fühlt' ein heimlich Grauen,
Wo ich sonst gejubelt hab'.

Bin auf Bergen stumm gesessen,
Ließ die Lüfte mich umweh'n,
Doch ich hatte es vergessen,
Ihre Sprache zu versteh'n.

In der Seele tief bekümmert,
Saß ich stumm bei einer Schaar,
Der man tückisch feig zertrümmert,
Was ihr höchstes Streben war.

Die bald weinte und bald fluchte,
Und ein morsches Wrack umstand,
Und schon lange Jahre suchte
Nach dem deutschen Vaterland.

Aber jetzt griff sie zum Degen,
Zog hinaus zum offnen Strauß:
Es beginnt schon sich zu regen
In dem alten Bretterhaus.

Nicht genügt es mehr zu fluchen,
Nein, die Schaar hat sich ermannt,
Mit dem Schwerte es zu suchen,
Das verlor'ne Vaterland.

Neuer Muth und neues Hoffen
Füllen jede kühne Brust,
Und das Herz ist wieder offen
Lang entbehrter Frühlingslust.

Und ich hör' der Lerche Lieder,
Die sich in den Lüften schwingt,
Ja sie singt die alten wieder,
Und ich fühle was sie singt.

O sie singt von künft'gen Tagen,
Von dem schönen großen Traum,
Den ich still in mir getragen,
O so zart wie ehmals kaum!

Wie es einst wird herrlich werden,
Wenn die Kette ausgeklirrt,
Wenn der schönste Traum auf Erden
Einst zur schönsten Wahrheit wird.

Wenn der Schatz sich einst erschlossen,
Den die Fluth noch überschäumt,
Wenn die Früchte einst erspossen
Aus der Saat, die in uns keimt.

Wenn einst wieder Knospen springen,
Und der Lenz den Winter bannt,
Und Millionen Lerchen singen
Durch ein freies Vaterland!

Auf dem Krankenbette.

Deutschland leb' wohl! Ich hab' dich nie vergessen,
Die kurze Zeit, wo ich die Lust gekannt;
Ich habe meine Schmerzen nie gemessen,
Dacht ich an's theure Vaterland.

Wenn rings die Lust aus vollen Bechern schäumte
Und aus den Bechern in die Herzen floß,
Wie saß ich oft so stumm dabei und träumte
Von Barbarossa in dem Felsenschloß!

Sah ich herab von deinen höchsten Spitzen,
Sah, wie dein Volk so träg am Joche zieht,
Da griff ich wild durchzuckt nach Gottesblitzen,
Er gab den Blitz nicht, doch ein blitzend Lied.

Ich habe treu für dich nach Licht gerungen,
Ich kämpfte tapfer für den jungen Tag,
Zwar war mein Theil nur der, daß ich gesungen,
Weil mir für mehr zu früh die Kraft gebrach.

Der Thatendrang, er muß mit mir zu Grabe,
Jetzt wo der Morgen schon die Nebel bricht;
Doch wenn ich auch noch nichts erstritten habe,
Deutschland — vergiß den todten Sänger nicht!

Frankreich unter Louis Philipp.*)

Vergohren scheint der Zaubertrank,
Der Frankreichs Adern einst durchwühlte,
Der Freiheitskampf ein Fastnachtsschwank,
Ob auch das Stück im Juli spielte.
Den einen Henker jagt ihr fort,
Und gebt im zweiten einen Hort
Europa's freiheitsscheuen Mächten?!
Einst ja, Franzosen, schient ihr frei,
Jetzt ist auch dieser Schein vorbei;
Frech triumphirt die Tyrannei:
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten!

Die Freien, die zu euch gefloh'n,
Zu euch der Freiheit nachgezogen,
Sie sehen Frankreichs stolzen Sohn
Nun selbst und ach, so plump betrogen!
Betrogen, wer euch frei gemeint;
Es flieht zu England, eurem Feind,
Den die Tyrannen Deutschlands ächten,

*) Jetzt unter Louis Napoleon; die Namen wechseln, die Sache bleibt. Anm. d. H.

Und wenn sein Aug' in Thränen bricht,
O, rühmt euch dieser Thräne nicht,
Sie brennt auf eu'rer Brust und spricht:
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten!

Wo ist die Freiheit, die im Brand
Der Julisonne ward geboren?
Sie hat ein schönes Vaterland,
Der Freie ein Asyl verloren.
Nicht länger sieht sein Aug' in Ruh'
Dem freien Strand der Seine zu,
Wo sie schon manche Schande rächten —
Bist du verbannt, flieh über's Meer,
Dort findest du noch Schutz und Wehr;
In Frankreich? Nichts von Frankreich mehr;
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten!

Ein ganzes Volk, es beugt sich feig
Dem frechen Wunsche des Despoten —
O eitle Prahler werdet bleich,
Schämt euch vor eu'ren großen Todten!
Darum so manches Leichenfeld,
Darum voll Lärm die halbe Welt,
Daß jetzt das End' der Sieg des Schlechten!
Daß nun mit Schmerz die Freiheit ruft:
Das freie Frankreich birgt die Gruft,
Vergiftet ist auch seine Luft,
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten!

O träumet nicht von altem Ruhm,
Was habt ihr nun von eu'ren Siegen?
Ihr kriecht nun vor dem Königthum,
Statt es wie eh'mals zu bekriegen.
Ein König wünscht, was euch entehrt,
Und seine Bitte wird gewährt.
Auch ihr müßt den Verbannten ächten!
Glück auf, euch blüht ein stolzer Lohn!
Schon reicht euch Rußlands Sclavensohn
Die Hand zum Dank — o bitt'rer Hohn!
Frankreich dem Brudervolk von Knechten!

Und England, was euch längst verlacht,
Es nimmt den Flüchtling in die Arme,
Daß der, den Frankreich schnöd' verjagt,
An seiner stolzen Brust erwarme.
Mit Höhnen blickt's auf euch herab,
Wie auf ein großes Heldengrab,
Auf dem Pygmäen spiegelfechten.
Ihr habt ihm selbst den Pfeil gewetzt,
Ihr habt das Gastrecht schnöd' verletzt,
Und bitter ernstlich ruft es jetzt:
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten!

Bis dahin also brachtest du's,
O stolzes Volk der Freiheitspriester?
Dein Ruhm verwelket unter'm Fuß
Der krämerherzigen Philister.

Mit Schmach kaufst du des Friedens Glück;
Des Preussenkönigs günst'gen Blick
Mit Frevel an den Völkerrechten!
Einst warst du aller Welt voran,
Jetzt sieht sie dich mit Trauer an,
Das ist der Freiheit Kanaan?
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten!

Muß dich ein fremder Sänger schon
An deine großen Tage mahnen?
Schlecht paßt der feige Sclaventon
Zu deinen stolzen Freiheitsfahnen.
Bist du es noch, das Volk der That,
So säe eine neue Saat;
Denn welk sind deine Lorbeerflechten.
Bist du noch frei, so zeige dich;
Durch Worte nicht, durch Thaten sprich —
Die Hoffnung Deutschlands fragt durch mich:
Auch Frankreich ward ein Land von Knechten?

Eine Ballade.

Ha graut's euch vor dem Morgenwind?
Die Geister der Rache sie reiten geschwind,
Die Edeln, die ihr niedergemacht,
Und die wir zum Kampfe beschworen;
Die heil'gen Gesetze, die ihr verlacht,
Sie kommen, bald seid ihr verloren.
Die Geister der Rache, sie reiten schnell,
Schon wird es vor unsern Blicken hell,
Schon gellt's in der Sünder Ohren.

Ha graut's euch vor dem Morgenwind?
Die Geister der Rache, sie reiten geschwind,
Sie reiten heran mit Sturmesdrang,
Daß Kronen und Krönlein wanken;
Der Schlag ihrer Hufe ist unser Gesang,
Ihr Gewehr sind uns're Gedanken.
Ihr richtet umsonst euer tödtlich Geschoß,
Ihr führet umsonst den geknechteten Troß
Mit dem Herrn des Geist's in die Schranken.

Ha graut's euch vor dem Morgenwind?
Die Geister der Rache, sie reiten geschwind;
Schon scheuchen sie euch aus eu'rem Schlaf
Durch schreckliche Traumgesichte,
Wie hier von hinten ein Dolch euch traf,
Und dort der Fluch der Geschichte.
Kein Heer von Trabanten wehrt sie euch ab,
Die Träume von Richtstätt und einsamen Grab,
Die Träume vom jüngsten Gerichte.

Ha graut's euch vor dem Morgenwind?
Die Geister der Rache, sie reiten geschwind!
Noch eilen sie durch die schwüle Nacht,
Die Furcht aus den Schwachen zu bannen;
Doch bald ist die Schaar zusammengebracht,
Bald stürmt sie mit Brausen von dannen,
Und stürzet, die zürnenden Schatten voran,
Hurrah, auf die blutige Siegesbahn,
Ja blutig vom Blut der Tyrannen!

Heimweh.

Meine Arme möcht' ich breiten
In die reinen blauen Lüfte,
Nach der Ferne, nach der Ferne
Ziehen mich des Frühlings Düfte;
Nach der Ferne mahnt die Lerche,
Deren heit'res Morgenlied,
Wie ein Heimweh nach der Fremde,
Mir die Brust zusammenzieht.

Heimweh nicht nach jenen Bergen,
Wo ich einst mich kindisch schmückte,
Mich mit Blumen in den Haaren
Froh an's Herz der Mutter drückte.
Heimweh nicht nach meinen Thälern,
Nach Bekannten treu und lieb,
Heimweh nach den edlen Geistern,
Die die Freiheit weiter trieb.

Ja ein Heimweh nach der Fremde,
Wo die besten Deutschen wohnen,
Fort möcht' ich aus dieser Knechtschaft,
Aus dem Reich der dreißig Kronen;

Aus dem Lande der Pygmäen,
Jener lasterhaften Brut,
Die nur riesig in Verbrechen
An des armen Volkes Blut.

Aus den Reihen der Philister,
Die sich jedem Schranzen schmiegen,
Möcht' ich an die edeln Herzen
Der verbannten Brüder fliegen;
Von den Grüften, wo man Fürsten
Fluchbeladen senkt hinab,
Sehnt es mich nach meines Börne
Einsam stillem Heldengrab.

Jene Kämpfer möcht' ich sehen,
Die aus deutschem Stamm entsprossen,
Ernster Mahnung reiche Lieder
In das Herz des Volks gegossen.
Heimweh hab' ich nach den Edeln,
Die die Tyrannei verbannt,
Deinen besten, freisten Söhnen,
Armes deutsches Vaterland!

Frühlingsgruß an die freie Schweiz.

Von einem Deutschen. 1845.

Ein eigner Hauch durchwehet uns're Zeit,
Daß neu erkräftigt alles Edle lodert,
Daß manches, was sonst friedlich, sich entzweit,
Und alles Faule doppelt schnell vermodert.
Es wankt des Papstes sündenvoller Sitz,
Die Fürsten schaudern innerlich zusammen,
Die Völker harren — und der erste Blitz,
Er setzt die altgewordne Welt in Flammen.

Es geht das Losungswort von Mund zu Mund,
Schon hört man nach der Zeit sie ängstlich fragen;
Europa gährt bis in den tiefsten Grund,
Bald wird es mächt'ge große Wellen schlagen.
Doch welches Volk wird wohl zuerst es müd',
Mit seinen Feinden länger noch zu grollen,
Wo wird die erste Lunte angeglüht,
Wo wird der erste Schlachtendonner rollen?

Wo wird der Krater uns're Tage sein,
Der sie zuerst aus seinem Herzen schleudert,
Die hohlen Schlacken, und aus ihnen rein
Das ächte Gold der Völkerfreiheit läutert?
So sann auch ich — da ist ein heller Klang
Mit einem Male mir in's Ohr gedrungen,
Der von den Alpen her mit mächt'gem Drang
Hinab gebebt in unsre Niederungen.

Fürwahr, das Volk des Helden Winkelried,
Ich sehe es die Waffen muthig schärfen!
Wärst du dazu bestimmt, im ersten Glied
Die Fackel in den morschen Bau zu werfen?
Wärst du bestimmt, der noch so zagen Welt
Das Banner der Entscheidung vorzutragen?
Bestimmt auf Sempachs heil'gem Ehrenfeld
Die erste Schlacht des neuen Kampfs zu schlagen?

Schon einmal wardst du durch die Freiheit groß,
Wärst du bestimmt, es noch einmal zu werden?
Und läge wirklich in der Alpen Schooß
Der Heiland einer neuen Zeit auf Erden?
O laß ihn Wahrheit, schöne Wahrheit sein,
Den Traum, den ich mit ganzer Seele fasse,
Und sprenge du in deiner Feinde Reih'n
Nach Väterart der Freiheit eine Gasse!

Beweise du der abgestorbnen Welt,
Ja zeige du Europas Hoffnungslosen,
Daß hier die Hoffnung neue Blüthen schwellt,
Hier, wo die Ströme von den Bergen tosen.
Was dir so wohl bekannt aus alter Zeit,
Du siehst vor dir das Buch der Thaten liegen,
Ein neues Blatt des Ruhms ist dir bereit,
Beschreibe es mit neuen großen Siegen.

Ob deine Glut wohl eine ächte sei,
Hört man schon viele bange Stimmen fragen.
Hinaus, o freie Schweiz, und werde frei,
Mach' sie zu Schanden, die an dir verzagen!
Hinaus, bis du sie in die Arme schließst,
Die gold'ne Freiheit, die du halb verloren,
Sobald die Schweiz des Schützen würdig ist,
Sobald ist ihr der neue Tell geboren.

Die Evolution.

Der Russe kommt! schon dröhnt sein Erz,
Schon zittert sein Barbarenherz,
Europas Kraft zu morden;
Schon blitzt sein Stahl, schon schlägt sein Blei
Des Ungarn stolze Brust entzwei —
Willkommen bärt'ge Horden!
Wir haben lang auf Euch geharrt,
Ihr habt die Hoffer lang genarrt,
Doch habt Ihr Wort gehalten,
Und schenket endlich ächten Wein
Aus allen Fürstenkellern ein,
Ein volles Glas vom „Alten."

Der Russe kommt! Ein Freudenschrei,
Als ob die Knechtschaft nun vorbei,
Begrüßt die wilde Horde.
So grüßte einst vor spitzem Riff
Das brandgefüllte Griechenschiff
Die stolze Türkenflotte.
Schon zuckt der Blitz um unser Haupt,
Und auch die blindste Seele glaubt
Nun endlich an die Wolke,
Die sich in jenen Heeren naht,
Und jede Lippe ruft: Verrath!
Verrath an jedem Volke!

Der Russe kommt! der Herrscher wankt,
Ein bügelloser Reiter langt
Er noch nach Asiens Zügeln.
Glück auf zu diesem Galgenzug!
Just jenes Russen Geiersflug
Wird unsern Aar beflügeln.
Die Furche, die der Russentroß
Gezogen bis in's Kaiserschloß,
Zeigt uns die rechte Fährte,
Und wo ein Volk den Kampf begehrt,
Da stampft ihm das Kosakenpferd
Die Helden aus der Erde.

Der Russe kommt! das treibt zur That!
Der Knechtschaft alte Garde naht
Zur alten blut'gen Frohne;
Sie naht und selbst das eigne Heer
Bleibt der getreue Knecht nicht mehr,
Und hadert mit der Krone.
Der Czaar, den Ihr so oft schon riefst,
Von dem ihr träumtet, als ihr schliefst,
Der Czaar wird Euch verderben;
Denn wo sein blut'ges Banner wallt,
So weit des Russen Trommel schallt,
Muß sie Euch Feinde werben!

Der Russe kommt! wohlan ihr Herrn!
Ihr blast zum Kampf, wir folgen gern.
Hört Ihr die Hörner schallen?

Hört Ihr den Schwur, den ernst belehrt
Ein Held, ein Volk dem andern schwört,
Zu siegen oder fallen?
Schon braust der Freiheit Schlachtgesang,
Der jüngst so stolze Kronen zwang,
Begeisternd, tausendtönig,
Und bald zermalmt in wildem Kehr
Das fliehende Barbarenheer
Europa's letzten König!

An die Amerika-Sehnsüchtigen.

Lange habt Ihr still geduldet
Und der Knechtschaft Weh getragen,
Aber nun da schon die Blitze
Drohend durch die Wolken jagen,
Nun der Freiheit goldne Sonne
Endlich auch Europa nah,
Langt Ihr sehnend nach den bleichen
Sternen von Amerika?!

Mitten in den Freiheitsdramen
Sehnet Ihr Euch nach der Stille,
Nach der Freiheit der Prairien,
Ueberseeischer Idylle;
Aus des Volkes Selbstbefreiung,
Nie geahntem Schöpferglück,
Nach der hergebrachten Freiheit
Monotonem Schäferstück?

Herzlich satt der Schäfer-Freuden,
Die uns einzig noch geblieben,
Sollten wir den Kampf vermeiden,
Die wir einst zum Kampf getrieben?
Nun die ersten Schüsse fallen,
Flüchtet, der zum Feuer blies,
In ein Abendgluth-umstrahltes
Schweizerhütten-Paradies?

Namenlose Feigheit wär' es,
Nun sich heimlich zu verreisen;
In's gemachte Bett zu legen,
Während wir noch Federn schleißen
Für das Volk, das lange Jahre
Auf den harten Dielen schlief,
Und nach einer trüb durchwachten
Nacht uns zu den Waffen rief.

Die Revolution.

Sie klagten es der bangen Stadt, St. Stephans dumpfe
Glocken:
Der Löwe kämpft den letzten Kampf mit den dressirten
Doggen,
Der Ungarnsäbel kommt zu spät, er scheut den letzten
Strauß,
Und auch die deutsche Bruderhand, das deutsche Schwert
bleibt aus.
Die Meute siegt, der Löwe fällt. — Von Niemand
aufgehalten
Hat des Croaten Yatagan das deutsche Haupt gespalten,
Und schauernd hört der wilde Feind, der scheu dem Helden
naht,
Den letzten Seufzer seiner Brust, den letzten Fluch:
Verrath!
O deutsches Volk! du harrst, du hoffst auf jedes Knaben
Siege,
Du träumst dir einen Herkules in jede fremde Wiege,
Denkst erst an's Löschen, wenn schon längst die eigne
Hütte brennt,
Und sich'st mit deinem Feinde nur, wenn er dein Dorf
berennt,

Du warfst auch hier, wie leider stets — wenn sie am
Strand zerschellen,
Den Strohhalm deiner Sympathie den Kämpfern in
die Wellen,
Du hast auch hier von Wien gehofft, und wagtest keine
That,
Auch dir gilt jener Seufzer, dir das harte Wort Ver-
rath!
Verrath! Du riefst es einst mit Wien, als Wien gesiegt,
erstanden;
Doch galt sein erster Fluch den Herrn, jetzt gilt er ihren
Landen,
Dem Stamme, der zum Aufstand blies, und doch sie
morden läßt,
Die Braut, die er als Siegerin so stolz an's Herz
gepreßt.
Du weinst, du schwörst! Wird wohl dein Schwur des
Meineids Fluch verwischen?
Es dienen deine Thränen nur, das Schaamroth auf-
zufrischen.
Du hoffst noch jetzt von Allen mehr, als von der eignen
That,
Und ahnst es kaum, daß dieß dein Fluch, dieß Hoffen
dein Verrath!
Doch ist er ehrlich, dieser Schmerz von den gebroch'nen
Tempeln,
So hüte dich, dies neue Grab zum Wallfahrtsort zu
stempeln,

Und suche deine Buße nicht in Trauer und Gebet,
Denn nur als Held versöhnst du dich — nicht als Anachoret.
Vergiß es nicht, Poetenvolk, man darf die Gräber pflegen,
Doch seine besten Rosen soll man auf die Wiegen legen.
Beschirme sie, sie haben's Noth, denn jeder Wiege naht,
Und wär's im Kleid der Amme selbst, die Schlange, der Verrath!
Ermuthigt durch das Siegsgeschrei der raubbeglückten Horden,
Umkreist er schon die letzte Burg — den unbesiegten Norden.
Drum auf, wer sie im Herzen fühlt, die schwere Schuld an Wien,
Er rüste sich und söhne sie im Kampfe mit Berlin!
Dort wird vielleicht auf lange Zeit der letzte Streit gestritten,
Dort zeige jeder Arm, wie viel das Herz mit Wien gelitten,
Dort stehe, Deutschland, Mann für Mann, ein Held in Rath und That,
Erscheine an der Spree, und Wien verzeiht dir den Verrath!

An Ludwig Feuerbach.

Du Held der Freiheit, uns'rer Denker bester,
Sei mir gegrüßt, du edler, kühner Geist!
Sei mir gegrüßt, der Architekten größter,
Der immer baut, indem er niederreißt.

Der statt auf Jenseits, auf die Menschheit schaute,
Die Menschheit, die auf Erden Leiden trägt,
Nicht wie die And'ren, einen Himmel baute,
Von Erdenweh und Jammer unbewegt.

Nein, der die Menschheit möcht' zu sich erheben,
Zu jener Klarheit, die die Brust ihm schwellt:
Es darf auf Erden keinen Pöbel geben,
Das ist das Ziel der Weisen und der Welt.

Ihr Lästerzungen, kleinliche Pygmäen,
Die ihr den hohen Geist aus Neid verhöhnt,
Ihr wollt des Adlers Götterblicke schmähen,
Weil ihr sein Feuer nicht ertragen könnt!

Weil es Ideen aus großer Männerseele,
Weil's Wünsche sind aus einer edlen Brust,
Weil's freie Worte sind aus freier Kehle,
Voll Weisheit und doch kein gelehrter Wust.

Die Pfaffen möchten deinen Plan zerreißen,
Und sie verschreien dich als Atheist;
Und ahnen nicht, daß keiner aller Weisen
Der Gottheit näher war, als du es bist.

Du hast, was Trug war, muthig stets zerschlagen,
Das war ihr Feld; drum feinden sie dich an:
Du willst der Welt die große Wahrheit sagen,
Die Herz und Geist zugleich befreien kann.

Schaut auf zu ihm und stürzt zerschmettert nieder,
Seht den Propheten einer neuen Zeit,
Seht rings um ihn die kampfgewohnten Brüder,
Seht sie und wagt nun einen offnen Streit!

Noch immer schrei'n und kreischen zwar die Raben,
Doch macht uns jetzt ihr Schreien nicht mehr bang;
Sie trauern um die Zeit, die wir begraben,
Und krächzen ihr nur nach den Grabgesang.

Prophetisch rauscht dein Wort zu mir hernieder,
Ich fühle heil'gen Schauer mich durchweh'n:
Bei Dir fand ich sie groß und herrlich wieder,
Die Hoffnung auf der Völker Aufersteh'n!

Der Demagog.

1843.

Stille herrscht in allen Gauen,
Ruhig schläft das ganze Land;
Die Tyrannen, voll Vertrauen,
Knebeln's schon im Eisenband.
Da ertönt von allen Seiten
Tausendstimmiges Gewog':
„Völker auf! Habt Acht Tyrannen,
Denn noch wacht der Demagog!“

Wird ein Theil auch durch Verbrechen
Heimlich aus der Welt gebracht,
Steh'n doch Hundert, sie zu rächen,
Und die Zahl wächst über Nacht.
Nicht ist's, daß ich Lieder schreibe,
Was mir schwellt die Brust so hoch,
Wenn ich stolz bin, ist's das Eine:
Daß auch ich ein Demagog.

Ist mein Leben einst entflogen
Und mein Leib im Todtenschrein:
Grabmal eines Demagogen
Schreibt mir auf den Leichenstein.
Einst in freieren Jahrzehnten
Sagt dem Sohn der Vater noch,
Sieh, hier ruht ein Held der Freiheit,
Sonst gescholten: Demagog.

Nur Eine freie Stunde!

1846.

Ich blicke sinnend tief in's Thal
Von meinem Adlersitze,
Was gleicht dem ersten Sonnenstrahl
Auf dieser Bergesspitze!
Von Berg zu Thal, von Thal zu See
Durchschweift mein Blick die Runde,
Und dennoch seufzt das Herz wie eh':
Nur Eine freie Stunde!

Was frommt uns auch der duft'ge Mai?
So lang der Sang der Lerche,
Des Frühlings einzig Feldgeschrei;
Der Sonnenblick vom Berge?
So lang im Thal die alte Nacht
Noch nicht durch ihn beschworen,
Und jede Seele, die erwacht,
Verwaist, zu früh geboren?

Der faule Frieden, er versengt
Uns jedes Lenzes Segen.
Dem Kampf, und sei's dem Tode, drängt
Das Leben sich entgegen.
Fürwahr! nicht länger Rosen mag
Es durch die Ketten flechten;
Es pocht das Herz, nur Einen Tag
Mit seinem Feind zu fechten.

Wenn dann wie Träume in die Brust
Die Kugeln schmerzlos tauchen,
Ja dann empfängt mit Siegeslust
In den verzückten Augen,
Vor seinem Feinde Stahl an Stahl,
Der Held die erste Wunde,
Wie einen ersten Frühlingsstrahl —
Nur Eine solche Stunde!

4. Juli 1849.